

BUNTE WELT

Nr. 7

Unterhaltungsbeilage

1934

Hunger in Hollywood

Von Jim Waller

Der Regisseur fluchte, der Direktor raufte sich die Haare, und der Generaldirektor mußte gelacht werden. Po Lie, die große Po Lie, hatte abgesetzt. Hatte abgesetzt, eine Stunde vor der großen Szene, angeblich weil sie sich beim Diner bei Morgan den Magen verknagt hatte. Po Lie, die im großen Tonfilm „Kindesliebe“ das arme, kleine verhungerte Bettlermädchen spielen sollte.

War das nicht zum Verzweifeln? Wo sollte man jetzt einen Ersatz hernehmen, der ebenso gottvoll verhungert aussah wie Po Lie. Man sagte, daß die Diva wochenlang mit Morphium oder gar Kokain „verhungert aussehen“ trainiert hätte. Das schmale, nervöse Gesicht, die großen, müde und doch fiebrig blinkenden Augen und der überschlanke Körper bezeugten die Wahrheit des Gerüchtes.

Aber Ersatz mußte beschafft werden. Die große Szene sollte vor dem Riesenpalast, den man im Tonfilmatelier aufgebaut hatte, stattfinden. Regisseur, Hilfsregisseur, Tonmischer, Musiker, Beleuchter, Schauspieler, Statisten und das ganze technische Personal standen bereit; man hörte förmlich, wie die rinnenden Minuten Dollar fraßen. Zeit ist Geld, dieser Satz gilt vor allem in der Filmweltstadt.

Der Regisseur warf sich ins Auto und raste in die Stadt, auf Suche nach etwas „blond und verhungert Aussehendem“; denn in fünfzig Minuten mußte die Szene gestellt sein.

Auf der Filmbörse sah man wohl Hunderte von jungen, blonden, hübschen und schlanken Mädchen, aber keines davon sah überzeugend nach echtem Hunger aus. Kostbare zwanzig Minuten wurden vergeblich gesücht, dann flog das Auto weiter.

An einer grell von der Sonne bestrahlten Häuserwand wankte ein Mädchen entlang. Kein Mensch mehr, kaum ein Schatten. Monna Lenos, eine kleine Filmstatistin, die seit Wochen ohne Engagement war und seit gestern ohne Wohnung, da sie die Miete nicht aufbringen konnte. Seit Tagen hatte sie nichts im Magen und wollte, vom Hunger getrieben, es einmal mit Betteln versuchen.

„Stopp!“ schrie der Regisseur. „Das ist's, was wir suchen! Hallo, Miß, steigen Sie ein! Wir haben nur mehr sieben Minuten Zeit. Sie bekommen hundert Dollar!“

„Ein Engagement?“ Die kleine Monna bekam freudeglänzende Augen.

„Drei kleine Szenen. Festessen in vornehmer Gesellschaft. Sie sind eine Bettlerin, schleichen herein und stehlen Früchte von der Tafel. Für die kranke Mutter. Sie werden verfolgt, brechen vor der Hütte ihrer Mutter zusammen, die gerührt, vornehmer Gesellschaft verzieht, verzeiht und beschenkt

Sie reich. Zum Schluß heiraten Sie natürlich den nettesten Milliardärssohn.“

Monna kispelte: „Ich habe wirklich Hunger!“

Sie werden nachher schon zu essen freigestellt, soviel Sie wollen!“

Im hohen Glashaus atmete man erleichtert auf. Die Kleine sah wirklich lebensecht verhungert aus. Während man ihr in der Garderobe ein zerschlossenes Fähnchen überstreifte, preßte sie das kleine Händchen gegen den Magen, der vor Hunger knurrte.

Die tausend Kerzen knatterten. Die armen, vom Weinen entzündeten Augen schmerzten, als die Kleine die Kulissen betrat. Nun sollte sie von dem reich gedeckten Tisch etwas stehlen und rasch damit fliehen. Als sie gehen wollte, verlagten die Beine ihr den Dienst... eine Faust riß sie hoch und stieß sie vorwärts.

Dann hielt sie eine silberne Schale, voll reifer, köstlicher Früchte in den zitternden Händen. Äpfel, Kirschchen, Bananen... Ihre Augen öffneten sich heiß verlangend.

„Ausgezeichnet!“ schnarrte hinter ihr eine Stimme. „nun aber laufen sie schnell nach links ab!“

Laufen?... Schnell!... Der Rücken schmerzte und in ihrer Kehle war trodenes Würgen. Langsam sank sie in die Knie. Ihre mageren Fingerglieder umschlossen die Schale wie etwas unsagbar Kostbares. Schritt für Schritt kroch sie fort...

„Glänzend!“ lobte die schnarrende Stimme hinter der gemalten Wand, die ihr

Worte der Weisen

Das Volk hungert, weil seine Verwaltung zu viel Kosten verursacht.

Je mehr Verbote und Beschränkungen geschaffen werden, desto mehr verarmt das Volk.

Das Volk leidet, weil die Großen schlemmen.

Das Volk grollt, weil die Großen schreien.

Das Volk ist schwer zu regieren, weil seine Verwaltung allzu geschäftig ist.

Je mehr Gesetze und Verordnungen erlassen werden, desto mehr Diebe und Räuber werden gezüchtet.

Je mehr Waffen da sind, desto mehr wird das Land beunruhigt.

Das Volk verachtet den Tod, weil es geschnitten wird.

So närrisch ist der patriotische Deutsche, daß er versichert, er könne ganz für sich bestehen, indem er sogleich die Verdienste aller Völker annimmt und versichert, alle Nationen stammen von ihm ab oder seien wenigstens ihm von der Seite verwandt. Ein lustiges Adamskind. Goethe.

aber hundert Kilometer entfernt schien. „Glänzender Einfall! Nun aber rasch raus dem dem Bild, goddam!“

Monna war wie ein kleines, tödlich getrocknetes Tierchen zusammengezuckt. Ihre Augen verdunkelten sich und sie wußte nur noch, durch die Spalte zwischen den beiden hohen Spiegel mußte du noch, dann ist die Qual beendet, dann bekommst du viel zu essen!

Endlich war sie an den Spiegeln vorbei. Keuchend und mit kaltem Schweiß bedeckt. Gierig führte sie eine Banane zum Mund, aber eine fremde Hand war da und entriß ihr die Frucht.

„Glauben Sie, wir haben für so was Zeit! Marsch ins Freie! Dort ist die Hütte der Mutter aufgebaut. Sie müssen hin und langsam zusammenbrechen.“

„Ich werde wirklich zusammenbrechen, Mister, wenn ich...“

„Was denn, was denn?... Man wartet schon!“

Und die Stimme stieß sie vorwärts.

Sie wankte über Treppen, trat laut meldend ins Freie und sah wiederum Licht, grelles, unbarmherziges Licht. Diesmal war es die unerbittlich stechende Mittagssonne.

Große Feueräder kreisten vor ihren Augen, und weit drüber die Hütte, und die Menschen drehten sich im Kreise rundherum... rundherum... „Ich... habe... Hunger... Hunger...“

Die Mikrophone nahmen das Wimmern auf, aber die Menschen beachteten es nicht.

Natürlich hatte sich eine gute Freundin gefunden, die es Po Lie brüßwarm hinterbrachte, daß Po Lie Rolle im Film „Kindesliebe“ von einem neuen Star gespielt würde und daß es gewiß ein Bombenerfolg sein werde.

„Ein Ersatz für mich! Lächerlich! Aber ich will mir den Spaß mal ansehen!“

Und ihr rotes Luxusauto durchraute die Straßen Hollywoods.

Trotz der großen Lichtsignale: „Ruhel Tonfilmaufnahme!“ gellte die Stimme:

„Unerbört! Wo steckt denn diese Intrigantin? Ich werde sie erschlagen, erwidern, ihr die Haare ausreißen und die Augen austragen!“

Wie eine gereizte Löwin stürzte sie auf die arme, kleine, schattenhafte Gestalt zu, deren Köpfchen gegen die Tür der morschen Hütte gelehnt war.

Dann erscholl ein echter, unnahehmlicher Po-Lie-Schrei:

„Seit wann werden in Hollywood meine Rollen von Toten gespielt?“ Schrie und fiel folgerichtig in Ohnmacht.

Man hatte der armen, kleinen Monna wohl etwas zu spät Essen angeboten.

Gegen der Erde

Von Stephan Bollatschel.

Die außerordentliche Generalversammlung der Kaffee-Krux-Company Ltd. nahm einen recht betrogenen Verlauf. Der Präsident, Mr. Orley, hatte als einzigen Punkt der Tagesordnung einen Antrag der Verwaltung zu begründen, Kaffee im Werte von hundertfünftausend Dollar der Vernichtung zuzuführen. Die Begründung war einfach genug: die Ernte war von einer geradezu katastrophalen Ergiebigkeit gewesen, dazu kam, daß viele Staaten sich durch gottlose Bölle gegen den Import von Kaffee wehrten. Die überzählige Menge wäre demnach in den bisherigen Absatzgebieten unanbringlich, neue seien nicht zu erschließen, die Preise, auf einem bisher unerreicht niedrigen Niveau angelangt, drohen ins Bodenlose zu versinken, eine völlige Deroute des Marktes sei unvermeidlich, wenn man nicht rasch zu Gewaltmethoden greife.

Mr. Orley hatte mit leiser Stimme gesprochen, dennoch war die Bewegung, die er veranlaßte, recht stürmisch. Viele Aktionäre widersprachen und stellten Anfragen: ob man die zur Vernichtung vorgeschlagene Menge nicht zu ganz billigen Preisen nach China verkaufen könne? Dort herrsche doch, wie die Zeitungen melden, Hungersnot, und Millionen von diesen gelben Beulen, um die ja sonst bei Gott kein Schaden wäre, verhungerten dort. Nun sei es aber dumme Leute werden zu lassen, die als Kaffeetrinker zu brauchen wären; ob man also diese Kulis nicht zu Kaffeetrinkern erziehen könnte? Da rief ein anderer Aktionär dazwischen: „Nonsense! Wer zahlt und die Frachtpfeifen? Die Perls haben doch nicht einmal Geld für den Transport!“ Alles sah auf den Präsidenten. Mr. Orley nickte: „Leider hat der Herr Zwischenhändler recht, China kann den teuren Transport nicht bezahlen.“ Der Präsident sah traurig drein und seine Miene wurde auch nicht freundlicher, als ein älterer Aktionär mit hoher, sirpender Stimme ausrief: „Wie wäre es, wenn man die zur Vernichtung beantragten Mengen den Arbeitslosen unserer Stadt und unseres Landes schenkte?“

Wärm entstand und es dauerte geraume Weile, bis sich Mr. Orley Gehör verschaffen konnte. „Sind Sie von Gott verlassen, Mr. Tompson?! Schon die Idee ist strafbar! Wie können Sie nur daran denken, Ware zu verschenken?! Ware muß verkauft werden. Wenn wir verschenken, dann sinkt die Ware noch im Preis. Lieber vernichten, als verschenken!“

Schließlich, es war allmählich Zeit für den Lunch geworden, wurde der Antrag des Mr. Orley einstimmig angenommen und die Durchführung des Beschlusses der Direktion übertragen.

Der Direktor, Mr. Watson, machte sich nicht viel Sorge. Er kalkulierte, was billiger sei: Verbrennung oder Versenkung ins Meer; ein Blatt Papier füllte sich mit Biffen, und Mr. Watson entschied sich für das zweite Verfahren. Er hob eine Telefonmuschel, berief den leitenden Ingenieur und erteilte die nötigen Weisungen.

Der Ingenieur hatte schon bedeutend mehr Sorgen. Die ungeheuren Mengen Kaffee mußten nun in die Verladebühnen ans Meer gebracht werden, hergehoch türmten sich die Säcke. Dabei mußte die Arbeit rasch vollbracht sein, den Räubern rann der Schweiß von der Stirn. Endlich war man so weit, als drei Tage vor

dem für die Vernichtung fixierten Termin gemeldet wurde, daß während der Nacht größere Mengen gestohlen worden seien. Der Ingenieur meldete den Vorfall der Direktion, strengste Bewachung wurde angeordnet, und tatsächlich wurden in der folgenden Nacht sechs Männer verhaftet, die insgesamt vierunddreißig Säcke Kaffee gestohlen hatten.

Diese sechs Männer wurden kurz nachher (dem Gottes Mühlen mahlen mitunter rascher als Kaffeemühlen, die nichts zu mahlen haben) ihrem zuständigen Richter vorgeführt und zu insgesamt neun Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach den Gesetzen des Landes wurde der Vertreter der geschädigten Gesellschaft gefragt, ob

er sich mit dem Spruch des Gerichtes begnüge oder ob er berufen wolle.

Mr. Orley hatte einen gnädigen Tag, er hatte gut gefrühstückt, das Rasieren schuf ausnahmsweise keine Pein, die Haut war ganz glatt, für den Abend hatte er eine angenehme Verabredung, er durfte nicht vergessen, noch die gewünschten Seidenstrümpfe zu besorgen, also sprach er:

„Durchaus einverstanden! Es war mir nicht so sehr um die strenge Bestrafung der Schuldigen zu tun als darum, das Eigentum der Company seiner von der außerordentlichen Generalversammlung beschlossenen Bestimmung restlos zuzuführen.“

Wocau der Richter mit dem Kopfe nickte, die Verurteilten abführen ließ, die Verabredung schloß, und dem Saalbediener den Auftrag gab, den nächsten Fall aufzurufen.

„Auf der Blucht erschossen“

Wir veröffentlichen nachstehend ein Kapitel aus dem SA-Roman „Auf der Blucht erschossen“, der von Walter Schönstedt soeben im Verlag „Editions du Carrefour“ in Paris erscheint und die Ereignisse des Jahres 1938 schildert.

Die Gefangenen an der Wand suchten zusammen, als sie sahen, daß Karl Bäumer wieder geschlagen wurde. Der SA-Führer mit den drei Sternen auf den Tragenspiegeln holte bei jedem Schlag mit der Lederpeitsche weit aus und spudte sich hin und wieder in die Hände.

Die Gefangenen standen mit dem Rücken gegen die Wand und mußten die ganze Zeit über die Hände hochhalten. In den halbdunklen Ecken standen SA-Männer mit schubereiten Karabinern im Arm.

„Bist du Kommunist, du Naas?“ brüllte der SA-Führer und schlug Karl mit der Peitsche ins Gesicht.

„Ja, ich bin Kommunist“, sagte Karl ganz leise, doch alle Gefangenen konnten es in der Stille hören.

„Ich bin Kommunist“, und wenn ihr noch weiterschlagt — ich bleibe doch Kommunist! Beißt ihr...“

Noch ein paar Schläge, dann floß Blut aus seinem Mund, unaufhörlich rann es in zwei reiten Streifen über das starke Kinn.

Seine Augen starrten an die Decke, die Striemen, von der Peitsche in sein Gesicht gezeichnet, wurden dunkler. Er hielt die Hände vor den Leib, seine Finger krümmten sich immer mehr, als wollten sie zupacken. Dann öffnete er den Mund, und die Gefangenen sahen seine Zunge als einen unförmigen Blutklumpen. Ohne einen Laut fiel Karl langsam zu Boden.

Der SA-Führer warf die Peitsche in eine Ecke, trat Karl dreis, viermal in den gekrümmten Rücken und brüllte:

„Da hast du es, von wegen Kommunist! Wir werden doch wohl mit euch Gallunken noch fertig werden!“

Er wischte sich an der Hose den Schweiß von den Händen und spudte aus vor dem reglosen Körper auf der Erde. Dann zündete er sich eine Zigarette an und rauchte nervös. Er hatte eine breite, verbeulte Stirn, kurzes blondes Haar, das an den Schläfen steif und verschmüht nach unten stand. Seine Nase war auffallend groß, der Bart kurz, wie der Adolf Hitlers.

Der SA-Führer leuchtete, seine Brust hob sich schwer. Nach einer Weile ging er und gab der Wache an der Tür ein Zeichen mit der Hand, sie sollten Karl liegen lassen.

Karl bewegte sich nicht. In seinem Gesicht war das Blut noch hell, aber so wie es zur Erde getropft war, färbte es sich dunkel. Die Haut in seinem Gesicht war gerötet. Ein Peitschenhieb hatte das rechte Ohr bis zur Hälfte eingerissen. Nach einigen Minuten hob Karl eine Hand in die Luft, die andere stützte er auf den blutverschmierenden Boden. Er richtete sich auf und fiel wieder ächzend zusammen. Sein Atem ging nun stoßweise.

An der Decke über ihm baumelte eine halb ausgebrannte, verstaubte elektrische Birne. Sie warf ihr schwaches Licht über seinen Körper.

Ein Gefangener an der Wand lauerte sich zusammen und sagte ängstlich:

„Er wird sterben.“

„Galt deine damliche Schnauze!“ rief ein Mann von der Wache.

Karl starb nicht. Als er zur Besinnung kam, feste ihm die Kraft, die Augen zu öffnen. Sein Gesicht brannte fürchterlich.

Dann war wieder die entsetzliche Angst um seine Frau da... Wenn die Frau nicht wäre, sie wird das alles nicht aushalten, sie nicht...“

Später packten sie Karl unter den Schultern und Knien und schlepten ihn hinaus. Sein Gesicht lag über dem rechten Oberarm, aus seinem Mund tropfte wieder Blut. Ein langer roter Streifen auf dem Erdboden, bis in den Nebentaum.

Der SA-Führer, der Karl geprügelt hatte, kam wieder in den Raum zu den Gefangenen zurück.

Die Gefangenen standen immer noch an der Wand und hielten die Hände hoch. Unter ihnen waren drei Reichsbannerarbeiter aus dem Bezirk Kreuzberg. Sie waren blaß vor Angst und ohnmächtiger Wut.

„So, nun werden wir mal ein Liedchen singen“, sagte der SA-Führer und nahm die Peitsche in die Hand. Er ging auf die Gefangenen zu und prellte seinen Mittelfinger jedem einzelnen unteres Kinn. Die SA-Männer grinsten.

„Werden euch mal ein anständiges Liedchen lehren, ihr kennt ja doch bloß Gassenhauer. Also los, bei drei: Adolf Hitler, unserm Führer, schwören wir Treue — eins, zwei, drei!“

Sonderbare Steuern aus alter Zeit

Die Gefangenen schwebten. Sie blickten zu Boden. Ihre Arme knieten ein. Ein junger jüdischer Bursche mit großen ängstlichen Augen jachte plötzlich zusammen. Er fiel mit der Brust auf seine Knie, und die Hände legten sich vor ihm flach auf den Boden. Es standen jetzt nur noch sechzehn Gefangene an der Wand.

„Die Sau wird jetzt schon ohnmächtig. Den möchte ich mal mitnehmen, wenn es knallt. Schaff ihn raus, den beschissenen Hund!“

Der SA-Führer ließ die Peitsche in den Händen auf und ab wippen, auf und ab, er krümmte springbereit den Rücken und kommandierte:

„Arabier hoch! Wer nicht singt — abknallen!“

Er ließ einen Mann der Wache den Text des Liedes herlesen, ein anderer spielte dann die Melodie auf einer Mundharmonika. Nun sangen einige Gefangene leise mit. Mühselig twimmerte das Lied durch den Raum.

„Adolf Hitler — unserm Führer — Reih’n wir — die Hand...“

Ein Mann von der Wache wandte sich angewidert ab: das Lied, von den hilflosen Gefangenen stotternd und gittig gesungen, schien ihm geradezu wie eine Verleumdung.

Er war ein großer Bursche mit ruhigem, gelassenem Gesichtsausdruck.

„Besser werden, viel besser!“ sagte der SA-Führer. „Laut und deutlich. Mund aufreißen, als wenn ihr ein Kommissbrat schluckt!“

Die Reichsbannerleute sangen nicht mit, sie bewegten nur die Lippen.

„Hört mit Juden — und Verrätern — Adolf Hitler — Schwören wir Treue...“

Die Wände waren feucht. Der Raum hatte kein einziges Fenster, vor der Tür hingen ein paar Säcke übereinander. Eine große Spinne kletterte an ihrem Jaden zur Lampe hoch. Das Blut war in den Boden eingetroffen, nur in der Mitte der Lache glänzte es noch feucht. Der SA-Führer war in das Blut getreten, das bei jedem Schritt, den er ging, seine Stiefelsohlen auf die Erde zeichnete.

Er sah auf die Uhr und sagte zur Wache, daß er zum Baubüro müsse, man solle die Gefangenen öfter mgl. „beten lassen“, daß es ihnen nicht zu langweilig werde.

Die Lawine

Seit Jahren zerbrechen sich die geschicktesten Leute den Kopf, woher es gekommen ist, daß die Fabriken nacheinander ausperren müssen, daß die Gewerksleute immer weniger Bestellungen bekommen, daß die Verkaufsgeschäfte und Warenhäuser trotz aufgestapelter Erzeugnisse nicht mehr so viel verkaufen, und daß die Waren ins Ausland immer weniger abgehen; so daß selbst die von der Natur produzierten Waren nicht mehr abgesetzt werden können, trotzdem Millionen Menschen den größten Mangel an allem leiden. Und doch ist dieses scheinbare Mädel die einfachste Frage der Welt: Es hat einer aufgehört zu verdienen, und

- wenn jemand aufhört zu verdienen, hört jemand auf zu kaufen!
- Wenn jemand aufhört zu kaufen, hört jemand auf zu verkaufen!
- Wenn jemand aufhört zu verkaufen, hört jemand auf zu erzeugen!
- Wenn jemand aufhört zu erzeugen, hört jemand auf zu arbeiten!
- Wenn jemand aufhört zu arbeiten, hört jemand auf zu verdienen!

Die sonderbarste Steuer aller Zeiten war den alten Ägyptern beschieden. Die dortige Behörde erhob in den Jahren, wo der Nil über seine Ufer trat, eine besondere Steuer. Die Fruchtbarkeit und der Wohlstand des ganzen Landes hängen bekanntlich vom Nilwasser und Nilschlamm ab. Daher war man behördlicherseits der verständlichen Ansicht, in wasserreichen Jahren einen Ertragszuschlag zu den sonstigen Abgaben fordern zu können.

Bei den alten Griechen öffneten sich alle Haustore von innen. Diese Einrichtung bestand aus steuerlichen Gründen. Die Behörde vertrat den Standpunkt, daß jede sich nach außen öffnende Haustür einen Teil der Straße einnehmen würde und aus diesem Grunde steuerpflichtig sein müßte.

Daß man im alten Rom den Unfreien für die Erlaubnis zur Eheschließung eine nicht unbeträchtliche Steuer abnahm, ist bekannt. Die gegenwärtige moderne Ledigensteuer, die nicht nur deutsche, sondern auch französische und italienische „Sagestolze“ zu zahlen haben, bestand bereits im kaiserlichen Rom, wo der Geburtsrückgang seitwellig katastrophale Formen anzunehmen begann. Damals wurde zwar die Zahl der Eheschließungen und Geburten durch diese Steuer kaum nennenswert gesteigert, der Staat bezog daraus jedoch beträchtliche Einnahmen.

Und so kam der Stein ins Rollen und rollte immer weiter, und riß so andere Steine mit und der Stein wurde zur Lawine, und niemand weiß sich jezt Rat, wie diese immer größer werdende Lawine aufzuhalten sei — bis der Weise aus dem Morgenlande kommt und ihnen sagt, daß sie halt wieder denselben langen Weg zurückgehen müssen, bis derjenige, der zu verdienen aufhörte, wieder anfangen kann zu verdienen: denn

- Wenn einer wieder anfängt zu verdienen, fängt einer wieder an zu kaufen!
- Wenn einer wieder anfängt zu kaufen, fängt einer wieder an zu verkaufen!
- Wenn einer wieder anfängt zu verkaufen, fängt einer wieder an zu erzeugen!
- Wenn einer wieder anfängt zu erzeugen, fängt einer wieder an zu arbeiten!
- Wenn einer wieder anfängt zu arbeiten, fängt einer wieder an zu verdienen!

Und so kommen alle wieder dorthin, daß sie wieder verdienen, kaufen, verkaufen, erzeugen, arbeiten und verdienen, und alle, alle wieder genug zu essen haben!

Erzellenz Cordianu und die Wohltätigkeit

Von Raja Zumarin.

Erzellenz Cordianu, Minister und allmächtiger Herr in meinem Lande Rumänien, erlitt von Zeit zu Zeit heftige Anfälle von Menschenfreundlichkeit. An solchen Tagen war er emsig bemüht, Gutes zu tun. Er beschenkte seinen Kammerdiener mit Pelzen und Lackschuhen, er hütete sich, einen von den schwärzen Schabernak zu töten, die, wie es in rumänischen Brunnengemächern zu passieren pflegt, über die seidenen

Es gibt in der Zeit wohl nichts, was noch nicht besteuert wurde. Zur Zeit der französischen Könige, als man mit weißbepuderten Perrücken einherging, war die Pudersteuer in Kraft. Der geschäftstüchtige Marquis d'Abbe riet dem Sonnenkönig, auch noch eine Paarschärsteuer einzuführen, da nicht weniger als sechs Millionen Liegel Paarschär jährlich auf die Köpfe seiner Untertanen geschüttet würden. Der König, der gut wußte, daß die Steuer-schraube bereits mehr als genug angezogen war, widersetzte sich diesem Rat.

Unsere Großväter werden sich noch an Steuern erinnern können, die es heute nicht mehr gibt oder die einen anderen Charakter angenommen haben: das Markthallengeld, die Brückenmaut, die Wiener Umgangssteuer, die Klaviersteuer, die englische Perrückensteuer, die böhmische Bier- und die russische Branntweinsteuer. Ein besonderes steuerliches Unikum bildet die Bernsteinsteuer von Danzig und Remel, die im Jahre 1762 als Ablösung der bis dahin üblichen Todesstrafe für die Mitnahme jedes Stückchens Bernstein eingeführt wurde. Auch die Schiffsfahrtssteuer und der sogenannte „Abschloß“, der in Oesterreich von jeder Hinterlassenschaft sogleich abgezogen wurde, gehören noch nicht lange der Vergangenheit an. Im Reiche der Mitte war es bis zum Beginn dieses Jahrhunderts üblich, für jede Poppflechte, die über die Zahl hinausging, eine besondere Luxussteuer zu erheben.

Lapeten seines Salons ließen, ja manchmal machte er sogar seiner biden, mühsam aufgeputzten Frau eine höfliche Liebeserklärung. Nach solchen Tagen, die übrigens nicht allzu oft vorkamen, fiel es ihm wieder besonders leicht, den Kleinbauern die Steuern zu erhöhen oder eine größere Besteuerungssumme anzunehmen.

Eines Morgens sah er in seinem mehr eleganten als sauberen Seiden Schlafrock vor dem Schreibtisch, als der Kammerdiener ihm auf einer kostbaren alten Tasse, einem Erbstück des Bojaren Ghila des Schlawen, mit tiefer Verehrung folgenden Brief überreichte:

„An den lieben Gott im Himmel!

Ich, Dein getreuer Knecht, bin der Bauer Mihai Jonescu aus Campulung. Ich und mein Weib und meine Kinder haben nichts mehr zu fressen, denn der Portorell, der verfluchte Steuerbeamte, hat uns alles weggenommen. Lieber Gott, erbarme Dich meiner in Deiner allmächtigen Güte und schenke mir 10.000 Lei.“

Erzellenz Cordianu lehnte sich in seinem Prunkstuhl zurück, und er lächelte fein und geschmeichelt. Natürlich hatte die Post diesen Art an den lieben Gott adressierten Brief niemand anderem als ihm, dem mächtigen Minister, zustellen können. Und da er gerade seinen wohlthätigen Tag hatte, entnahm er seiner Brieftasche kurzerhand 5000 Lei und schickte sie an Mihai Jonescu in Campulung.

Postwendend kam die Antwort: „Du, lieber Gott, hast in Deiner allmächtigen Güte meine Bitte erhört und ich danke Dir als Dein getreuer Knecht. Aber sage mir, Du Lieber, unvorsichtiger Gott, wozu hast du mir das Geld durch diesen alten Gauner, den Cordianu, geschickt? Hast Du Dir denn nicht denken können, daß er selbst die Hälfte einstecken wird?“

Faschistische Lektion

Ihr armen Irren auf der ganzen Erde, Die ihr ersehnt, daß sie faschistisch werde, Wollt ihr euch gründlich am Faszinismus laben, Dann geht in Länder, welche ihn schon haben.

Dort wird euch, so ihr hören könnt uns sehn, Das Hören und das Sehen bald vergehn. — Damit ihr etwas von der Wahrheit wißt, Laßt euch erklären, was Faszinismus ist.

Ein jeder, der noch ausspricht, was er denkt, Wird mit den Freuden langer Haft beschenkt; Wer es gar wagt, sein Denken aufzuschreiben, Dem dürfte bald kein heiler Knochen bleiben.

Ein jeder Brief von dir wird aufgemacht, Dein Telefon wird peinlich überwacht. Ein offnes Wort, zu einem „Freund“ gesprochen Und morgen ist dein Leben schon zerbrochen.

Mißtrauisch bangst du vor dem eignen Sohn, Der dich belauscht als Polizeispion. — Du magst ein Muster an Korrektheit sein, Wenns „jenen“ paßt, so sperrt man dich ein.

Wenn ein bezahlter Schuft dich denunziert, Bist du verurteilt schon und diffamiert. Kein Richter und kein Recht sind mehr vor- handen. Die dich beschützen vor Regierungshänden.

Willst du nicht, daß sie deinen Frieden meucheln, So mußt du sähnelnd den Beifall heucheln. Zu allen Missetaten, die geschehen, Bis du vor Scham und Elend magst vergehen.

Dein Leben ist das Leben des Geloten, Und insgeheim beneidest du die Toten. — Das ist — fragt alle, die es durchgemacht, — Das wahre Antlitz der Faschistenpracht. *Soratio.*

Wißt Ihr schon? . . .

Vor erst sechzig Jahren wurde der erste Orangenbaum in Kalifornien von der Amerikanerin Eliza Tibbets, die Bahia und Brasilien besucht hatte, gepflanzt. Sie brachte von ihrer Reise einen jungen Orangenbaum mit, da sie der Meinung war, er werde im kalifornischen Boden ebensogut gedeihen wie im südamerikanischen. Ihr Versuch gelang über Erwarten, und dieser kleine Baum war der erste Anfang der riesigen Orangenkultur Kaliforniens. Die Amerikaner haben deshalb den historischen Glücksbaum eingezäunt und einen Denkstein zur Erinnerung an die Frau errichtet, die diesen Baum mit den im doppelten Sinne goldenen Früchten ins Land gebracht hat.

Die Korzküster in Spanien klagen über schlechte Zeiten, wahrscheinlich verursacht durch die Abnahme des Alkoholgenußes in der ganzen Welt. Die spanische Regierung hat, um ihnen zu helfen, angeordnet, daß zur Verstärkung der Wände und Dächer aller öffentlichen Gebäude Korzküster benutzt werden müssen. Der Kork wird von einer Art immergrüner Eiche gewonnen, die in Spanien und Portugal in ganzen Wäldern vorkommt. Alle acht oder zehn Jahre wird die Rinde entfernt, und man gewinnt auf diese Weise von jedem Baum etwa zwanzig Kilogramm. Die Rinde hat eine Lebensdauer von hundertfünfzig Jahren oder mehr, man kann also mindestens zehnmal von jedem Baum den Kork ernten.

Ein Nashorn wurde zum ersten Male im Jahre 1741 in Berlin gezeigt. Es verursachte damals keine geringe Sensation: man verkaufte Bilder von ihm, benannte Stüchen nach ihm und prägte sogar eine Münze zur Erinnerung an das denkwürdige Ereignis.

Goethe konnte keine Menschen leiden, die eine Brille trugen. Er faßte es fast als persönliche Beleidigung auf, wenn ein Besucher mit einer Brille zu ihm kam. Er konnte sich diese Antipathie gegen die Brille selber nicht erklären, vielleicht entsprang sie daraus, daß er dem Betreffenden nicht richtig in die Augen sehen konnte. Der einzige, bei dem ihn die Brille nicht störte, war sein Freund Zelter, der Komponist.

Die Gelehrten wollen errechnen haben, daß die Ehe eine Lebensverlängerung bedeutet. Die Statistik behauptet, daß ein Mann, der mit siebenundzwanzig Jahren heiratet, im Durchschnitt noch 43 Jahre zu leben hat. Ein unverheirateter Mann hat im gleichen Lebensalter nur noch 37 Lebensjahre vor sich.

Weiteres

Herr Professor geht auf der Straße. Einen Fuß auf dem Trottoir, einen im Rinnstein. Er hat erschrecklich vergessen, nach Überquerung der Straße den zweiten Fuß auch heranzuziehen. Es sieht gefährlich aus. — „Herr Professor, Herr Professor, gehen Sie doch auf das Trottoir!“ — „Vielen Dank, mein Lieber, vielen Dank. Ich habe die ganze Zeit darüber nachgedacht, warum ich wohl auf einmal hinke . . .“

Der unsterbliche Professor. „Wie war Ihre Reise, Herr Professor?“ — „Ach, schrecklich! Denken Sie, die ganze Zeit über habe ich die fürchterlichsten Kopfschmerzen gehabt. Ich vertrage nämlich das Rückwärtsfahren durchaus nicht!“ — Aber warum haben Sie nicht mit einem der Gegenüberstehenden den Platz getauscht?“ — „Ja, sehen Sie, das hätte ich ja gern getan. Aber es sah mir eben leider niemand gegenüber.“

Veränderung. „Fabelhaft, wie Ihr Gatte aussieht, gnädige Frau! Neuer Anzug, wie?“ — „Nein, ganz und gar nicht!“ — „Er kommt mir doch aber so verändert vor?“ — „Ach so, ja — es ist ein neuer Mann!“

Die Wette. Ein Theaterkritiker sandte einmal an Lucien Guitry eine eigene Komödie und dazu die folgenden Zeilen: „Lieber Herr Guitry, ich wette mit Ihnen zwanzig Franken, daß Sie das beiliegende Stück nicht lesen werden!“ — Am nächstfolgenden Tag erhielt der Autor sein Manuskript zurück. Eine Note zu zwanzig war angehängt und auf der Begleitkarte stand: „Ach gratuliere! Sie haben gewonnen!“

Das ewig-Weibliche. „Ja, meine Dame, das Einfachste wäre, wir würden eine Röntgenaufnahme machen!“ — „Gern, Herr Doktor — aber möglichst im Profil, da werde ich immer am besten!“

Viel einfacher. Der schwedische Tenor Labatt — wirkte in den Achtzigerjahren an der Wiener Hofoper — hatte durch einen Unfall ein Auge verloren und trug daher eine Glasprothese. Nichtsdestoweniger umschwärmten ihn die Damen, ja sie stritten sogar um seine Gunst. — „Mir ein Rätsel“, sagte einmal der Kapellmeister Hellmesberger. „Von ihm einen Liebesbrief kann sich doch jede beim Optiker beschaffen!“

Das Mißfo. „Ich fange an, graue Haare zu bekommen. Meinen Sie, Herr Kollege, daß die Anwendung eines Haarfärbemittels gefährlich sein kann?“ — „Unbedingt! Mein Onkel fing auch einst an, sich die Haare zu färben — einen Monat später war er verheiratet!“

Zeitgemäßer Wärm. „Was ist denn da drüben bei Müllers für ein furchtbarer Wärm?“ — „Ach, die wollten doch eigentlich eine große Frühjahrsvreise machen und schlagen sie sich wohl gerade aus dem Kopf!“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetnitz 65 bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 174. Von Franz Hyna, Hostomitz. Schwarz: Ka3, Lc2, Sp7, Ba1. (4)



Weiß: Ka3, Da3, Lh7, Bg2. (4)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 171: Bb5-b7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Edebe Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Reinert Julius, Nestomitz (ein schöner Partischluß, jedoch für eine Aufgabe zu einfach); Tattermusch Ernst, Janegg; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hieke Josef u. Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Lösel Richard, Hochdöbern; Dinnebler Emil, Tetschen; Bittner Richard, Kerschhagel Josef, Neubert Anton, sämtlich Kleinaugst; Hahl Erwin, Nestersitz (findet wahrscheinlich am 11. März statt, genaue Bekanntgabe erscheint noch); Döhnert Max und Pachmann Reinhold, Tschau; Hyna Josef und Franz, Adam Johann, Grödbach Ferdinand, sämtlich Hostomitz; Fiedler Emil, Birkigt; Triltsch Gustav, Wisterachan.

Schülerschachwettkampf in Schönfeld.

Die Schüler der Schachsparte Zukmantel stellten sich am 4. II. den Schönfeldern zum Retourspiel ein. Schönfeld konnte sich mit 4½:2½ Punkten für die Niederlage in Zukmantel revanchieren. Die „Alten“ beider Sektionen spielten an 8 Brettern mit dem Ergebnis 6½:1½ für Zukmantel.

Die Schachsparte Kleitscha spielte in Türnitz an 8 Brettern und gewann verdient mit 5:3 Punkten. Für Kleitscha gewannen Liebozeit, Aron, Wendler, Dubitzky Herb. und Schulz.

Die Sektion Tetschen spielte am 4. Feber in Straußnitz-Neustadt an 8 Brettern mit dem Ergebnis 6:2 Punkten für Tetschen. Für die Gäste gewannen Fleck, Peter, Noll, Zaruba, Schlicht und Kalkus Alois. Für Neustadt Schabel und Lösel. Das Rückspiel findet am 18. März in Tetschen statt.

Einstellung der Bezirksmeisterschaft im 6. Bezirk.

1. Runde: Eulau gegen Krochwitz am 18. Feber in Bodenbach. Kampfrichter: Fleck, Tetschen.

2. Runde: Krochwitz gegen Tetschen in Altstadt Mitte März. Kampfrichter: Krauspenhaar, Eulau.

3. Runde: Tetschen gegen Eulau in Krochwitz Mitte April. Kampfrichter: Jelinek, Krochwitz.